

Wie die Sammlung der Grimmschen Märchen entstand

Autor(en): **Ninck, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 20

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669554>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie die Sammlung der Grimmschen Märchen entstand

Die Anregung ging von Clemens Brentano aus, diesem romantischen Sprudelkopf, der tausend Ideen, aber die Geduld zum vollkommenen Ausreifenlassen kaum einer einzigen selber besass. Noch während er an seinem heute bekanntesten Werk, der Sammlung der deutschen Volkslieder (Wunderhorn), mit seinem Freund Achim von Arnim zusammensass, fand er, etwas Aehnliches müsse mit den Märchen geschehen und machte sich ans Anbohren der Quellen. Er begeisterte Arnim und die Brüder Grimm für den Plan, stöberte eine ältere Sammlung italienischer Märchen auf und vermochte den Maler Philipp Otto Runge zum Niederschreiben zweier der schönsten Volksmärchen «Vom Machandelboom» und «Vom Fischer und seiner Frau» zu bewegen. Gleich geriet seine Phantasie in fieberhafte Tätigkeit, spann an all den Geschichten herum und arbeitete daran, sie dichterisch-frei den Kindern wieder zu erzählen. Aber es kam, wie gewöhnlich bei ihm: Hundert neue Pläne durchkreuzten die alten, das Angefangene blieb liegen, wurde wieder aufgenommen, geriet aufs neue in Vergessenheit, um endlich erst im Nachlass ans Licht und die Öffentlichkeit zu treten, da der Dichter bereits die Augen geschlossen hatte.

Die Anregung aber war bei dem jungen Brüderpaar Grimm auf fruchtbaren Boden gefallen. Die beiden Unzertrennlichen, Jakob und der um ein Jahr jüngere Wilhelm, kaum erst der Universität entwachsen und an der Kasseler Bibliothek angestellt, waren damals schon mit den Vorarbeiten zu ihrem geplanten Lebenswerk, einer vollständigen Geschichte der deutschen Dichtung und Sage beschäftigt und, sofort erkennend, wie wichtig zur Ergänzung der schriftlichen Denkmäler die mündlich überlieferten Märchen seien, gingen sie ans Suchen und Sammeln. Sie fragten bei allen Bekannten herum, horchten auf, wo im Volk etwas erzählt wurde und suchten alte Ammen und Bäuerinnen zum Sprechen zu bringen: meist keine ganz einfache Sache. Denn einmal waren die guten, treu das Alte bewahrende Erzählerinnen schon damals nicht dicht gesät, und hatte man eine ausfindig gemacht, so scheuten sie sich, den alten Kinderkram auszupacken. Humorvoll berichtet Wilhelm von einer Märchenfrau im Marburger Altersheim, zu der er sich aufgemacht, nachdem seine Schwester und deren Freundin zweimal erfolglos von einem

Versuche zurückgekehrt waren: «Ich wollte mir von der alten Frau alles erzählen lassen, was sie nur wusste; aber es ist mir schlecht ergangen. Das Orakel wollte nicht sprechen, weil die Schwestern im Hospital es übel auslegten, wenn es herumging und erzählte, und so wäre leicht alle meine Mühe verloren gewesen, hätt' ich nicht jemand gefunden, der eine Schwester des Hospitalvogts zur Frau hat und den ich endlich dahin gebracht, dass er seine Frau dahin gebracht, ihre Schwägerin dahin zu bringen, von der Frau ihren Kindern die Märchen sich erzählen zu lassen und aufzuschreiben. Durch so viele Schachte und Kreuzgänge wird das Gold erst ans Licht gebracht.»

Und doch waren solche Sibyllen die wichtigsten und verlässlichsten Quellen! Die Brüder haben später in einem Dorf dicht bei Kassel eine ältere Bäuerin kennen gelernt, aus der sie nach und nach neunzehn Märchen herausbrachten, die zu den besten ihrer ganzen Sammlung gehören. «Sie bewahrt diese alten Sagen fest im Gedächtnis, welche Gabe, wie sie sagt, nicht jedem verliehen sei und mancher gar nichts behalten könne; dabei erzählt sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig», so schreibt Jakob später von ihr.

Aber auch Freunde und Freundinnen, die Märchenerzählungen frisch aus dem Munde der Mütter und Wärterinnen von der Kinderstube her mitbrachten, waren geschätzt. Die Schwester Lotte brachte deren manche ins Haus. Besonders haben die Töchter des aus der Schweiz stammenden Apothekers der Nachbarschaft, Gretchen und Dortchen Wild eine ganze Blütenlese von Märchen beige-steuert und sie den Brüdern im Gartenhaus vor der Stadt draussen vorerzählt. Dortchen, die dafür besondere Begabung besass, ist fünfzehn Jahre später Wilhelms Gattin geworden. Nicht nur aus ihrem Schatz von Geschichten, sondern auch aus ihrer reichen und kernigen Muttersprache hat Wilhelm immer gerne geschöpft.

Unter den Freunden sind auch bekanntere Namen, vor allem die beiden Schwestern Jenny und Annette Droste-Hülshoff. Die damals erst sechzehnjährige Dichterin hat, stets offenen Ohrs für alle Volksüberlieferungen, in der Folge mit Jenny mehrere plattdeutsche Märchen aus dem Münsterlande zugetragen.

Durchgängig erwiesen sich die Frauen als ergiebige Quelle, was bei dem Charakter dieser

Geschichten nicht wunder nimmt. Doch haben auch einige Männer der näheren und ferneren Bekanntheit Wertvolles beigebracht; zumal der originale alte Dragonerwachtmeister Krause vom Hahichtswald lieferte allerlei gute Stücklein. Wilhelms Freund August von Haxthausen erzählt die denkwürdigen Umstände, unter denen ihm im Kriegswinter 1813 oben in Schleswig-Holstein das Märchen «Die Krähen» zugekommen war: «Als ich vor 14 Tagen ohngefähr auf Vedettenposten des Nachts stand, musste mir mein Nebenmann Märchen erzählen, wovon ich euch das beiliegende aufgeschrieben. Drei Tage darauf wurde der Erzähler in dem Treffen bei Kluntenstedt grade hinter mir erschossen, daher mir dies Märchen sehr merkwürdig.»

Wir sehen, die 200 Märchen der heutigen Sammlung zusammenzubekommen, war keine leichte Arbeit, und es brauchte viel Liebe und Begeisterungskraft, ja zuweilen ein gutes Schicksal diplomatischer Klugheit, um zum Ziele zu gelangen. Und war das Gehörte flüchtig zu Papier gebracht, so begann die nicht geringere Mühe des Aussonderns und Ausfeilens. Viel Spreu war unter dem Zusammengetragenen, Geschichten, die sich bei näherem Zusehen als junges Erzeugnis oder als bare Erfindung erwiesen. Mit unbeirrter Scheidekunst und dem Instinkt fürs Echte mussten die Goldkörner herausgelesen werden. Dann kam das Zurechtmachen, eine besonders heikle Aufgabe! Die Brüder drangen darauf, dass ihnen von den Mithelfern höchst getreue und womöglich selbst die Spracheigentümlichkeiten festhaltende Niederschriften des Gehörten eingeliefert würden. In einer geschlossenen Sammlung, die für die breitere Öffentlichkeit bestimmt war, liessen sich aber die schwer verständlichen Provinzialismen aus allen möglichen deutschen Gauen nicht gebrauchen, so dass schliesslich doch alles in die hoch- und die plattdeutsche Sprache umgesetzt werden musste unter möglichster Wahrung des eigentümlichen Sprachausdrucks. Dann gibt es, unabhängig vom Inhalt, gute und schlechte Erzähler und überhaupt einen eigenen Märchenstil, der sich von dem anderer Erzählungen unterscheidet. Natürlichkeit, Schlichtheit und Anschaulichkeit, unmittelbares Ansprechen, Mutterwitz und Sprichwörtlichkeit in der Rede sind seine Kennzeichen, und von der Atmosphäre der Spinnstuben, der Landstrassen, der Kleinkinderwelt muss etwas darin gefangen sein. Diesen Stil galt es gleichmässig durchzuführen und die schlechten Eingaben darnach aufzu-

frischen. War das kritische Aussondern mehr Jakobs Sache, so nahm sich Wilhelm des feinen stilistischen Ausarbeitens liebevoll an, und überblickt man die ganze Sammlung, so muss man sagen, er besass dafür eine hervorragende Begabung. «In milder, gefallender Darstellung», gesteht der Bruder, «war er mir, wo wir etwas zusammen taten, stets überlegen. Seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zufliegen.» Wie sehr er sich's freilich dabei angelegen sein liess, sieht man erst, wenn man die verschiedenen Auflagen miteinander vergleicht. Da gewinnt von Fassung zu Fassung der Ausdruck an Bildhaftigkeit, und die Typen des Volks, der fahrende Handwerksbursch, der alte Soldat, der pfiffige Schneidermeister treten immer lebhafter vor uns. Man bemerkt wohl die Studien, die Wilhelm nach eigener Angabe an lebenden Modellen wie dem Gerichtsschreiber Schnarrpeter in Höxter, dem Marburger Professor Wachler oder dem «idealisch lumpigen Handwerksburschen Blaubart, einer Stütze der Volkspoesie» in Kassel gemacht hatte. So dürfen wir denn heute noch diese Märchen-erzählungen zur besten Prosa rechnen, die wir besitzen. Ein Franzose ist es, der Uebersetzer Frédéric Baudry, der ihnen nachrühmt: «Leurs contes sont des chefs-d'œuvre ... Leur simplicité est le comble de l'art», und nicht zum wenigsten ist es dieser Darstellungskunst zuzuschreiben, dass die Märchen bis heute in achtzehn Sprachen übersetzt sind, darunter in abgelegene wie das Finnische, Estnische, Hebräische und Armenische.

Diesen Erfolg freilich erlebten die Brüder nur noch zum Teil, und wenn auch schon die erste Ausgabe von 1812 hier und dort schönen Widerhall weckte, so gab es doch auch mit recht sonderbaren Widerständen zu kämpfen. In Wien wurde die Sammlung als zu abergläubisch nachzudrucken verboten, empfindsame Gemüter regten sich auf über Grausamkeiten und ungehörige Sachen, die darin vorkämen, und eine wichtige Clique der Literarkritik fand sie langweilig, ungeniessbar und liederlich dargeboten. Neben Anhängern der Erzählungen des Musäus schloss sich merkwürdigerweise diesem Urteil auch Clemens Brentano an. Das versteht sich nur aus seiner dichterisch freieren Ansicht vom Märchen, das nach ihm zu nichts anderem da sein sollte als das Gemüt zu erfreuen und Mütter und Kinder zu immer neuen Fabeleien anzuregen, daher er unbedingt das Eigenrecht der Phantasie beim Wiedererzählen verfocht. Ohne Verständnis für die Heiligkeit einer zäh und gleich-

mässig durch die Jahrhunderte festgehaltenen Ueberlieferung, musste ihm das Unternehmen der Brüder pedantisch vorkommen. Ein langhingezogener Streit über Natur- und Kunstpoesie erhob sich darüber zwischen Jakob und Wilhelm auf der einen, Brentano und Arnim auf der andern Seite. Arnim übrigens, der seinen Freund geschickt sekundierte, hat sich doch dadurch den Blick für die eigenen Schönheiten der Volksmärchen nicht trüben lassen und war einer der ersten, der, begeistert davon, die Brüder zur Herausgabe trieb. Ein Bild, ganz aus der Atmosphäre jener Zeit zeichnet Wilhelm Grimm in einem Brief, worin er den Eindruck der ersten handgeschriebenen Proben auf Arnim schildert: «Im Zimmer auf- und abgehend, las er die einzelnen Blätter, während ein zahmer Kanarienvogel, in zierlicher Bewegung mit den Flügeln sich im Gleichgewicht haltend, auf seinem Kopfe sass, in dessen vollen Locken es ihm sehr behaglich zu sein schien.»

Und die Wirkung der Märchen auf die, welche es hauptsächlich anging, die Kinder? Darüber braucht es kaum eines Wortes, da jeder aus eigener Erfahrung urteilen kann. Nur eine unerwartete Nebenwirkung sei hier zum Schluss aus den Aufzeichnungen Wilhelms mitgeteilt: In der Berliner Wohnung der Brüder in der Linkstrasse schellte es eines Tages, es war am 4. Juli 1858, und ein zierliches Mädchen von acht Jahren begehrte

den Herrn Professor zu sprechen. Da die Dienerin glaubte, es handle sich um eine Bestellung, führte sie die Kleine in Jakobs Arbeitszimmer, der sie freundlich nach ihrem Anliegen fragte. Sie sah ihn mit ernstesten Augen an und sagte: «Bist du es, der die schönen Märchen geschrieben hat?» — «Ja, mein Kind», antwortete Grimm, «mein Bruder und ich, wir haben die Hausmärchen geschrieben.» — «Dann hast du auch wohl das Märchen vom klugen Schneiderlein geschrieben, wo es am Ende heisst: Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler.» — «Auch das.» — «Nun sieh, die Geschichte glaube ich nicht, denn ein Schneider wird nimmer eine Prinzessin heiraten. Den Taler kann ich dir aber nicht gleich geben; hier hast du vorerst einen Groschen, das übrige werde ich nach und nach zahlen.» Heiter überrascht erkundigte sich Jakob nach dem Namen der gewissenhaften Märchenleserin und liess sie durch seine Schwägerin zu seinem Bruder Wilhelm führen. Ihm zeigte die Kleine die Stelle in ihrem Märchenbuch und holte aus ihrem Rosageldtäschchen einen Groschen und reichte ihn hin. «Ich will dir den Groschen wiederschenken», sagte Wilhelm. «Nein», antwortete sie, «Die Mama sagt, Geld dürfe man nicht geschenkt nehmen», und nahm artig den Abschied. Es war ein feines und artiges Kind, beschliesst Wilhelm seinen Bericht.

M. Ninck

Der Geist im Glas

Ein Grimm'sches Märchen

Es war einmal ein armer Holzhacker, der arbeitete vom Morgen bis in die späte Nacht. Als er sich endlich etwas Geld zusammengespart hatte, sprach er zu seinem Jungen: «Du bist mein einziges Kind, ich will das Geld, das ich mit saurem Schweiss erworben habe, zu deinem Unterricht anwenden; lernst du etwas Rechtschaffenes, so kannst du mich im Alter ernähren, wenn meine Glieder steif geworden sind, und ich daheim sitzen muss.» Da ging der Junge auf eine hohe Schule und lernte fleissig, so dass ihn seine Lehrer rühmten, und blieb eine Zeitlang dort. Als er ein paar Schulen durchgelernt hatte, doch aber noch nicht in allem vollkommen war, so war das bisschen Armut, das der Vater erworben hatte, draufgegangen, und er

musste wieder zu ihm heim kehren. «Ach», sprach der Vater betrübt, «ich kann dir nichts mehr geben und kann in der teuern Zeit auch keinen Heller mehr verdienen als das tägliche Brot.» «Lieber Vater», antwortete der Sohn, «macht euch darüber keine Gedanken, wenn's Gottes Wille also ist, so wird's zu meinem Besten ausschlagen; ich will mich schon drein schicken.» Als der Vater hinaus in den Wald wollte, um etwas am Malteholz (am Zuhauen und Aufrichten) zu verdienen, so sprach der Sohn: «Ich will mit Euch gehen und Euch helfen.» — «Ja, mein Sohn», sagte der Vater, «das sollte dir beschwerlich ankommen, du bist an harte Arbeit nicht gewöhnt, du hältst das nicht aus; ich habe auch nur eine Axt und kein